Schlagende Wetter!

Erzählung aus Mainzer alten Tagen von A. Nordan.

(A. Hinnius.)

(21. Fortsetzung.)

Da traf ihn ein langer Blick aus den großen, klaren Augen, und unter diesem Blick wandte er sich ärgerlich ab. Vielleicht sagte er sich doch in diesem Moment: Machst Du es denn besser?

„Na, zum Donnerwetter, so thu, was Du nicht lassen kannst!" schnaubte er sie an. „Aber das sage ich Dir, daß Du Dich nicht unterstehst, krank zu werden. Ich schicke Dir den Arzt auf den Hals, und wehe ihm, wenn er nicht dafür sorgt, daß Du gesund bleibst, dann drehe ich ihm einfach das Genick um; denn Du mußt doch wissen, daß ich mich nun mal an Dich gewöhnt habe."

Das klang gepreßt, beinahe, als sei dem Baron etwas in den Hals gekommen, und seine Stimme hatte einen weichen Klang.

In Billa wallte es empor in heißem Dankgefühl. Er war in Sorge um sie, wenn auch vielleicht theilweise aus egoistischen Gründen.

„Ich danke Ihnen, Herr," sagte sie, indem sie seine Hand küßte.

„Das mag ich nicht, rief er ärgerlich, „hörst Du? Und Du sollst auch nicht „Herr" zu mir sagen, Du sollst —"

Aber er sprach das Wort nicht aus, und Billa lächelte leise.

Nun war Billa in das Falk'sche Haus zurückgekehrt. Sie hatte stillschweigend, wie etwas Selbstverständliches, das Regiment dort übernommen, und Frau Pütz, ihre einstige Gönnerin, fügte sich willig diesem sanften Regiment. Sie befand sich wohl dabei, am wohlsten aber die Kranken.

Billa hatte bereits alle ihre Ersparnisse hergegeben, um die Pflege der Kranken zu bestreiten, doch sie wollten nicht ausreichen zu den nöthigen Anschaffungen. Da mußte wieder der Baron Reifenberg helfen, wenn auch mit grimmigem Gesicht und ärgerlichen Worten. Aber Billa kannte ihn nun schon, sie ließ sich nicht mehr einschüchtern.

Als sie ihm die Summe zeigen wollte, die sie seinem Sekretär entnommen hatte, erklärte er wieder wüthend, nichts davon wissen zu wollen, was sie thue, denn sie sei doch die herrschsüchtigste, eigensinnigste Person von der Welt. „Und daß Du Dich nicht unterstehst, krank zu werden," schalt er, „solche Dummheiten lasse ich mir nicht gefallen."

Dabei strich er leise mit der Hand über ihren blonden Scheitel.

Es war eine schwere Last, die nun auf Billas Schultern ruhte; die Sorge um zwei todtkranke Menschen, und als einzige Stütze nur eine alte, hilflose, vom Schicksal gebrochene Frau. Aber die Vorsehung hatte ihr ein Gottesgeschenk gegeben, in ihrem zarten Körper schlug ein starkes, mutiges Herz, stark in der Liebe für alle Elenden und Leidenden, und mutig in der Ausübung der einmal übernommenen Pflicht. Das Herz einer echten rechten Frau.

Ihre beiden Kranken empfanden es bald, welche Pflegerin sie in ihre Obhut genommen. Ueber Arnold Falks, ihres Wohlthäters, Gesicht flog es wie der Schimmer eines Lächelns, wenn Sibilla an seinem Lager saß, und zuweilen sprach er in alter Weise zu ihr, Worte der Zärtlichkeit und des Dankes.

Balthasar, ihr alter Widersacher, wurde von wilden Fieberphantasien gequält, die sich immer um seinen Sohn drehten, von dem nach der Schlacht von Hanau keine Nachricht wieder eingetroffen war. Dann tröstete Billa ihn mit sanftem Zuspruch, und oft wurde er ruhiger unter ihren Trosteswörten, obgleich ihr selbst das Herz schwer war vor banger Sorge und Angst um Erwin.

Jene Zeit, eine der schwersten wohl, die in der farbenreichen Geschichte der alten Moguntia verzeichnet ist, weiß viel zu erzählen von stillem Heldenthum und Opfermut. Da entsetzten sich die Bürger nicht vor den Verwundeten und Kranken, sie nahmen sie in ihre Häuser auf. Man sah zarte Frauen, die auf der Straße den Sterbenden beistanden, und mancher opferte das letzte, was er besaß, um die große Not zu lindern. Und unter allen den Samaritern befand sich auch ein schlankes Mädchen, das täglich in die Lazareite eilte, mit Erfrischungen beladen. Wenn ihre Kranken schliefen, dann mußte Frau Pütz die Pflege übernehmen, und Billa stahl sich davon, um hilfreich einzugreifen. Und unter allen den schmerzvoll verzogenen Gesichtern fand sie niemals den, den sie nun wieder wie früher mit klopfendem Herzen suchte. Und wenn ihr einer jener berüchtigten Leiterwagen begegnete, an dem die leblos herabhängenden Arme und Beine die furchtbare Last kennzeichneten, die sie trugen, um sie in die große allgemeine Grube am Linsenberg zu bringen, dann musterte sie schaudernd die todesstarren Gesichter, ob der schmerzlich Gesuchte sich darunter befinde — vergebens.

In der Stadt kannte man längst das Mädchen mit dem schmalen Gesicht und den übernatürlich großen Augen, das beständig nach einem Verlorenen suchte und ihn doch nicht fand; das sich sogar zu Marmont, dem Gouverneur von Mainz, wagte, immer mit der Frage nach dem Verlorenen auf den Lippen. —

Im Falk'schen Hause sah es trostlos aus. Herr Balthasar lag noch immer in Fieberphantasien, und Arnold wurde täglich schwächer. Der Arzt gab wenig Hoffnung auf seine Genesung.

Weinend stand Billa auf dem Hof am Brunnen, aus dem sie Wasser für ihre Kranken holen wollte. Sie hatte sich hinausgeflüchtet, um ihren Thränen freien Lauf zu lassen, die sie ihrer alten Freundin nicht zeigen wollte, denn im Krankenzimmer war sie stets mutig und hoffnungsvoll. Traurig blickte sie zum Abendhimmel auf.

Sie hatte das Leben bis jetzt nur von der ernsten Seite kennen gelernt, das Schicksal hatte sie in eine harte Schule genommen. Würde es nicht endlich zu viel werden für ihre schwachen Schultern?

„Nein, nein, Billa," schalt sie sich selbst. „Willst Du feige werden und den Mut verlieren? Kopf oben und still halten, und immer weiter auf dem Wege, den Du Dir selbst vorgezeichnet hast!"

Da tauchte eine Gestalt aus dem Dunkel auf. „Kennst Du mich nicht?" fragte eine heisere Stimme, aus der sie schaudernd bekannte Töne vernahm. „Kennst Du Deine alte Großmutter nicht mehr?"

Billa sah in ein fahles Gesicht mit flatterndem, grauem Haar und bösen, dunklen Augen.

„Fürchtest Du Dich?" fragte die heisere Stimme wieder.

Instinktiv, wie vor einer drohenden Gefahr, schlug Billa ein Kreuz. Die Alte lachte auf.

„Ein hübscher Empfang," sagte sie. „So begrüßt man die einzige alte Verwandte, die man jahrelang nicht gesehen hat."

Da trat Billa einen Schritt zurück. „Es giebt eine Grenze," sagte sie, „wo selbst die Stimme der Natur schweigt. Daß Ihr mich gemißhandelt, Euch schwer an mir versündigt habt, indem Ihr mich in allem Schlechten zu unterrichten versuchtet, und daß ich zuletzt durch Eure Schuld als Diebin gebrandmarkt wurde, das kann ich Euch verzeihen; aber daß Ihr die Gefährtin von Räubern und Mordbrennern wurdet, das hebt jede Gemeinschaft zwischen uns auf! Da nehmt," sagte sie, das Geld, was sie bei sich hatte, der Alten reichend, „es ist alles, was ich Euch geben kann, denn ich bin arm. Aber so wahr mir Gott helfe, es ist das letzte Mal, daß ich mit Euch spreche." Damit wollte Billa in das Haus zurückkehren.

Die Alte maß sie mit bösem, funkelnden Blick und wog das Geld geringschätzig in der Hand. Dann lachte sie wieder ihr häßliches Lachen.

„Also gut genug zum Almosen," sagte sie, „das man mir hinwirft wie einem Hund. Undankbares Geschöpf! Du sagst Dich von mir los, von Deiner alten Großmutter. Und ich hatte es so gut mit Dir vor. Du würdest mich nicht so lieblos von Dir stoßen, wenn Du wüßtest, welche Nachrichten ich Dir bringen wollte. Ich kenne Deinen Vater, Du hochmüthiges Geschöpf; Du würdest mir die Hände küssen, wenn ich Dir sagte, wer Dein Vater ist. Aber nun sollst Du es nicht erfahren, niemals! Ich weiß auch, wo Erwin Falk ist, den Du überall suchst und den Du zum Liebsten haben möchtest; ich habe ihn heut gesehen, ich kann ihn so oft sehen wie ich will. Siehst Du, mein Schatz, jetzt möchtest Du gern ungeschehen machen, was Du eben gethan. Aber nun erfährst Du nichts, lieber beiße ich mir die Zunge ab. Die alte Barbara Zech ist nicht so ohnmächtig, daß sie sich nicht rächen kann."

Wieder ertönte das schrille, häßliche Lachen, dann war die Alte im Dunkel verschwunden.

„Großmutter!" schrie Billa, jetzt die Anrede gebrauchend, die sie bisher gemieden hatte. Sie wollte der Alten nachstürzen — da fühlte sie sich am Arm erfaßt.

„Um Gottes willen, Billa, wo bleibst Du, Herr Arnold stirbt!"

Es war die alte Haushälterin, die sie ins Haus zog.

Die Majestät des Todes hatte für die nächsten Stunden alles andere in den Hintergrund gedrängt.

Ein Mensch, der die dunkle Pforte durchschreiten sollte in jene Welt, aus der es keine Wiederkehr giebt, und dieser Mensch war der gütige Mann, der Billa dem Elend entrissen, der sie geistig zu sich emporgehoben, und der ihr endlich, in einer der schwersten Stunden ihres Lebens, das Höchste geboten, was einer Frau geboten werden kann; seine Ehre und seinen guten, unbefleckten Namen.

Es ruhte auf ihr wie ein dunkler Schleier, es grub sich in ihr Hirn wie tausend Nadelspitzen, aber durch diesen Schleier sah sie ein Menschenantlitz, dem der Tod seiner Stempel aufgedrückt hatte, sah sie zwei milde Augen, die zärtlich zu ihr aufblickten.

Er ließ noch einmal die Vergangenheit an ihr vorübergehen, wie ihn das sanfte Wesen des Kindes, ihr erwachender Geist zuerst interessiert; wie das heranblühende Mädchen dann seine Freude gewesen sei und wie schmerzlich er sie entbehrt habe, als sie dann das Haus verlassen. Da habe er empfunden, daß sie der Sonnenschein seines Lebens geworden sei, und dieser Sonnenschein leuchtete jetzt verklärend über seinen letzten Stunden und machte ihn stark zu dem Gang in das unbekannte Land.

„Das Leben ist schön, trotz seiner Stürme und Kämpfe," sagte er. „Ich habe es geliebt, obgleich es mir manche Hoffnung unerfüllt gelassen; und wenn Du auch in Deinem jungen Leben manches Böse schon erfahren hast, meine Billa, so denke daran, daß es einen Ausgleich giebt. Hoffe und vertraue, denn das Glück kommt einmal zu jedem, früher oder später."

Seine Stimmer erlosch, der Atem wurde schwächer, mit einem Lächeln auf den Lippen schlief er ein. Arnold Falk war todt; es war ein harmonisches Menschenleben, das hier zu Ende gegangen war. Mit einem Trost für Billa war er gestorben; unter seinen milden, liebevollen Worten hatte die furchtbare Spannung, die lähmend auf ihr gelegen hatte, sich in wohlthuende Thränen aufgelöst, die wie lindernder Balsam auf ihre wunde Seele fielen.

Lange lag sie in stillem Gebet auf den Knien. Sie trauerte um den treuen Freund, den sie verloren hatte, und das warm für sie schlagende Herz.

Vergangene Jahre zogen an ihr vorüber, manch schöner Charakterzug aus Arnolds Leben stieg von ihr auf. Bei ihm hatte das verwaiste Kind immer Schutz gefunden, er hatte ihren Geist geweckt, hatte sie in Regionen geführt, die sie hoch über sich selbst erhoben.

Aber die Vergangenheit zauberte auch noch ein anderes Bild vor ihre Seele, das Bild eines wilden, trotzigen Knaben, Erwin! Und da stand wieder die Scene mit der alten, schrecklichen Frau vor ihr, die über der letzten Stunde in den Hintergrund getreten war. Er wartete auf sie, die durfte die Lebenden nicht über die Toten vergessen; er befand sich vielleicht in furchtbarer Not, in der gräßlichsten, wenn er in den Händen der Alten war!

Noch einmal strich sie mit weicher, liebender Hand über das bleiche Totengesicht, dann warf sie ein Tuch um und schritt hinaus, an Frau Pütz vorüber, die über all dem Jammer sanft eingeschlafen war. Der andere Kranke im Nebenzimmer schlief auch, sie konnte entbehrt werden.

Es war spät geworden, sie wußte gar nicht wie spät, achtete auch nicht darauf. Die Straßen waren wie ausgestorben, die sonst so lebenslustige Stadt glich ja überhaupt einem großen Friedhof.

In dieser Zeit, da alle Bande der Ordnung gelöst, war es nicht für eine Frau rathsam, zu später Stunde die Straße zu betreten; aber was fragte Billa danach, sie hatte im Leben immer zuletzt an sich selbst gedacht, und jetzt beherrschte sie überhaupt nur ein Gedanke. Leichtfüßig eilte sie dahin; ein Schwerbetrunkener taumelte an ihr vorüber, eine quer über den Weg liegende Gestalt versperrte ihr den Weg; sie faßte eine eisige Todtenhand, als sie sich mitleidig überzeugen wollte, ob hier noch Hilfe möglich sei.

Dann hörte sie das Rasseln jener furchtbaren Wagen, die die Todten nach dem Linsenberg brachten, um sie dort in die große, allgemeine Grube zu werfen; und dann schlichen unheimliche Gestalten an ihr vorüber, lichtscheues Gesindel, das sich wie Schatten im Dunkel verlor. Das Verbrechen folgte dem Zuge der Todten, um sich an ihm zu bereichern, es folgte den Sterbenden, um sie zu martern und zu töten. Und das Verbrechen hatte sich Erwins bemächtigt.

Der Gedanke hält Sibilla aufrecht; sie fühlt keine Schwäche, trotz der furchtbaren Anstrengungen und Aufregungen der letzten Zeit; sie empfindet auch keine Furcht, obgleich sie an tausend Gefahren vorübereilt.

Wo sich ihr eine freche Hand entgegenstreckt, wo ihr ein wilder Fluch entgegengeschleudert wird, weil der Verbrecher sich in seinem dunklen Werk gestört glaubt, eilt sie vorüber, durch das Reich der Schatten selbst ein Schatten.

Der Weg ist weit vom Flachsmarkt bis zur Gonsenheimer Hohl, doch endlich hat sie ihn zurückgelegt, in unglaublich kurzer Zeit. Nun steht sie vor der Hütte der Großmutter, die sie nie wieder betreten hat, seit sie in das Falk'sche Haus gekommen ist.

Es ist alles noch genau so wie sie es gekannt, die Fenster mit den blinden Scheiben, die niedrige Hausthür. Aber die Thür ist fest verschlossen, wie immer, auch am Tage. Sie weiß das noch von früher, denn die Großmutter hatte immer Geheimnisse zu hüten.

Ein Augenblick des Zögerns. Es ist nicht die Furcht vor der Gefahr, in die sie sich jetzt vielleicht begiebt, denn sie weiß genau, daß die furchtbare Alte vor keinem Verbrechen zurückbebt, daß sie vielleicht Helfershelfer bei sich beherbergt; es ist der Widerwille, das Entsetzen, diese Höhle zu betreten, die sie gehofft hatte, niemals wiederzusehen. Zum ersten Mal heute fühlt sie das Herz angstvoll klopfen, aber dann rafft sie sich empor.

Es muß sein, es ist ja für ihn!

Sie zerbricht eine Fensterscheibe und schwingt sich durch das geöffnete Fenster hinein. Den Lärm des klirrenden Glases müssen die Bewohner des Hauses gehört haben, denn Billa hat in solchen Dingen keine Routine wie die Helfershelfer ihrer Großmutter.

Doch alles bleibt still. Dunkel ist das Zimmer, in dem die alte Zech einst Gräfin Lena ihre Wahrsagerkünste vorgemacht hat, dunkel die kleine Küche, unberührt ist das Bett.

Billa tappt weiter, sie ruft Erwins Namen, den Namen der Großmutter. Keine Antwort. Sie sucht die schwere Fallthür zu heben, unter der die Großmutter ihre geraubten Schätze aufzubewahren pflegte, denn sie weiß sich hier auch noch in der Finsterniß zurechtzufinden.

Endlich findet sie neben dem Herd Stahl und Stein, der Funke sprüht und der Kienspann brennt.

Herumliegende Frauenkleider, Speisereste beweisen, daß hier kürzlich ein lebendes Wesen gehaust hat, jetzt aber ist alles leer, wie ausgestorben.

Hat die Großmutter gelogen, weiß sie nichts von Erwin, ist alles, was sie gesprochen, nur ein elender Racheakt gewesen?

„Erwin!" ruft Billa noch einmal.

Alles todt und still.

Verzweiflung und Muthlosigkeit im Herzen verläßt sie wieder das Haus. Was beginnen? Wo Hilfe finden? Soll sie sich an die Behörden wenden? Sie hat die Erfahrung gemacht, wie wenig Hilfe dort zu erwarten ist. In dieser Zeit, da alle Bande der Ordnung gelöst sind, kann ein Mensch spurlos verschwinden, ohne daß man jemals wieder von ihm hört.

Sie muß die Großmutter finden, sie muß! Das ist das einzige, was sie jetzt denken kann.

Auf dem Wege, den sie eben gekommen, kehrt sie zurück. Dunkel ist die Nacht, doch nein, dort am Himmel leuchtet ein röthlicher Schein. Sie geht ihm entgegen wie von magischer Gewalt gezogen.

In der Nähe des Münsterthors wird es lebendig, Leute kommen an ihr vorüber. Ist das schon die Morgenröthe, die da am Himmel aufflammt, und haben die Schläfer ihr Lager verlassen, um ihren Tagesgeschäften nachzugehen, soweit das jetzt überhaupt möglich ist?

Billa hat jeden Begriff von Zeit verloren, verwirrt blickt sie um sich. Nein, ringsum ist es noch Nacht, aber dort am Himmel wird der Schein größer.

„Was ist das?" fragt sie einen Mann, der an ihr vorübereilt.

Der sieht sie erstaunt an. „Die Jungfer ist jetzt auf der Straße und weiß nicht, daß es auf der Citadelle brennt? Gnade Gott den armen Verwundeten, die da liegen."

„Die Verwundeten!" schreit Billa auf. „Nehmt mich mit!"

Sie will ihn mit sich fortziehen.

„Nicht dort!" warnt er, das Mädchen zurückhaltend. „Wenn Ihr geradeaus weitergeht, so stürzt Ihr über einen Haufen Leichen, der noch nicht begraben ist."

Billa folgt schaudernd ihrem Führer.

Glühendroth färbt sich der Himmel, von allen Seiten strömt es herbei.

Das Feuer hat bereits mächtig um sich gegriffen; man rettet und löscht. Zischend fahren die Wasserstrahlen in die Flammen, ein Funkenregen sprüht empor, und die Flammen tanzen und hüpfen. Das klettert und leckt am Sparrenwerk auf und ab, das knistert und kracht und flammt zu feuriger Lohe auf, ein Gluthherd, der trotz aller Anstrengungen immer breitere Feuergarben aussprüht, als wolle er die kleinen, ohnmächtigen Menschenwesen verhöhnen, die sich anmaßen, die Naturgewalt in ihrem Zerstörungswerk aufzuhalten.

Aus dem Gebäude ertönen jämmerliche Hilferufe, an den Fenstern zeigen sich wildverzerrte Gesichter, rauchgeschwärzte Gestalten stürzen schwankend aus dem brennenden Hause, um gleich darauf im Tode zusammenzubrechen. Sie haben sich mit ihrer letzten Kraft zu retten versucht. Andere werden unter unsäglichen Anstrengungen herausgeschafft, und endlich bildet sich an den Ausgängen ein wirrer Menschenknäuel, der jedes Eindringen unmöglich macht.

„Dort wankt die Mauer, gleich wird sie stürzen! Mehr Wasser herbei! Das Dach bricht zusammen, rette sich wer kann!"

In jener Nacht hat mancher, der trotz aller traurigen Ereignisse der letzten Zeit sich noch einen Rest Frohsinn bewahrt, das Lachen für immer verlernt.

Als Billa auf der Unglücksstätte ankommt, haben die Flammen ihr Zerstörungswerk beinahe vollendet. Weithin ist alles in rothe Gluth getaucht; aber diese Gluth beleuchtet die düstersten Schreckbilder, sie beleuchtet auch eine Gestalt, die kaum einem irdischen Wesen gleicht. Wo diese Gestalt erscheint, da erscheint auch das Unheil in ihrem Gefolge. Das hat Billa ihr Leben lang erfahren. Die furchtbare Ahnung, die sie hergetrieben, wird ihr plötzlich zur Gewißheit.

„Großmutter," schreit sie auf, „wo ist Erwin Falk?"

Da hebt die Gestalt den dürren Arm. Das leichenhafte, von grauen Haarsträhnen umflatterte Gesicht wendet sich ihr zu, die Augen funkeln boshaft. „Da!" ruft sie, mit dem ausgestreckten Arm auf das brennende Gebäude weisend.

Billas Schrei wird verschlungen von furchtbarem Krachen und dem tausendstimmigen Schrei der Menge.

Das Dach des Gebäudes ist eingestürzt, und die Unglücksstätte gleicht einem ungeheuren Feuerschlund, der alles, was hier geathmet und gelebt, vernichtet hat.

Billa ist auf die Knie niedergestürzt, sie hat das Gesicht verhüllt vor dem grauenvollen Anblick. Keine Hoffnung, keine! Und doch, kann Erwin nicht unter den wenigen sein, die man gerettet hat? Ihr elastischer Geist klammert sich an diesen Hoffnungsstrahl. Warum nicht er, ebensogut wie andere.

Und sie springt auf und sucht mit gespanntem Blick und klopfendem Herzen, wie sie es nun schon so oft in dieser Zeit gethan hat. Vergebens!

„Erwin, Erwin Falk!" ruft sie, als könnten ihr selbst die stillen Männer Antwort geben, die auf der Flucht vor dem Feuer im Tode zusammengebrochen sind.

Vergebens!

Ach, wenn er selbst einer dieser stillen Männer wäre! Nur wissen, was aus ihm geworden, wie er geendet! Keiner von allen gleicht ihm, keiner von den Todten, keiner von den Lebenden, die gerettet sind.

Mitleidig läßt man das Mädchen gewähren, denn sie ist nicht die einzige, sie hat Schicksalsgefährtinnen, die auch verzweifelt nach den Ihren suchen und sie nicht finden. —

Billas Muth ist erschöpft, ihre Kraft hat sie verlassen, sie hat Erwin nicht gefunden. Anklagend sieht sie zum Himmel auf.

„Warum, ach warum? Was habe ich gethan, daß ich alles hingeben muß, was ich liebe, alles! Ich wollte ihn ja nicht für mich, ich wollte ihn ja nur sehen, und wenn er glücklich wäre, mich an seinem Glück erfreuen, weiter nichts. War denn das so viel, was ich verlangte, war es nicht ein bescheidenes Glück? Ich wäre dankbar gewesen für jeden Lichtblick, warum muß es ewig dunkel um mich sein?"

(Schluß folgt.)

Wie die Buren Waffen und Munition landen.

Interessante Aufschlüsse über den Waffenimport nach Südafrika giebt ein Specialcorrespondent der „Pall Mall Gazette", dessen Gewährsmann sich selbst an diesem Waffenschmuggel in den ersten Stadien des Krieges betheiligt haben will, wobei es natürlich nicht ohne bissige Seitenhiebe gegen Deutschland abgeht. Auf die Frage, wie die Fahrzeuge Geschütze und Munition hätten landen können, antwortete der Betreffende: „Oh, das ist ganz leicht! Zuerst hatte man die Walfischbai und die Delagoabai zur Verfügung; die erstere war der Hafen von Deutsch-Südwestafrika, und die an deutsche Colonisten adressirten Güter konnten von den britischen Beamten nicht untersucht werden. In Delagoabai landeten deutsche und andere Schiffe ganze Kisten mit Waffen und Munition unter den Augen der Engländer. Natürlich waren diese Kisten nicht mit der Aufschrift Munition bezeichnet." „Wie wir das Zeug jetzt einschmuggeln? Es wird an irgend einer Stelle zwischen Beira und der Walfischbai gelandet, doch hauptsächlich an der Südküste. Dort sind hunderte Meilen von Land, die keine Bevölkerung haben, wenn man von einer Handvoll Eingeborener absieht. Ueber die Landungsstelle ist vorher Verabredung getroffen. Die Schiffe überzeugen sich erst, daß an Land alles in Ordnung ist, und daß keine Patrouillenschiffe in der Nähe sind, dann wird Anker geworfen und je nach den Küstenverhältnissen erfolgt die Landung. In der Regel werden die Waaren auf Flößen oder Fähren an's Land gebracht und dort vorläufig unter Gebüsch und Buschwerk vergraben.

Ich selbst habe eine Landung am St. Johnsflusse mitgemacht, und ich kann sagen, daß der Knüsnawald mehr als einmal sehr gelegen Versteck bot. Auch bei einer Landung von Kriegsmaterial an der St. Luciabai und verschiedene Male in der Nähe vom Mazeppafelsen war ich betheiligt. Ich habe niemals von irgend welchen Schwierigkeiten beim Landen gehört, jedenfalls niemals solche erfahren. Wir haben immer eine große Anzahl von eingeborenen Spähern weit vorgeschoben. Jede Gefahr, die sich meilenweit im Umkreise zeigt, würde uns in unglaublich kurzer Zeit gemeldet, und wir wissen dann, was wir zu thun haben. Wenn eine englische Patrouille zehn Meilen entfernt auftauchte, so wußten wir dies in weniger als zehn Minuten und verhielten uns danach. Die zehn Meilen zurückzulegen, würde aber bei den Engländern einen halben Tag in Anspruch genommen haben. Zur Nachtzeit schoben wir frische eingeborene Späher vor.... Ich dachte Anfangs, es wäre Unsinn, Material an der Ost- und Südwestküste zu landen, aber den Buren kommt es auf einen langen Trekk nicht an, und ich möchte behaupten, daß Material, welches vor Monaten gelandet wurde, jetzt auf dem Wege zu den Burentruppen ist. Söldner wurden nur wenige gelandet, die meisten dieser Leute kamen in großen Passagierdampfern und landeten auf dem gewöhnlichen Wege ohne jedes Hinderniß und machten dann ihren Weg nach Norden. Das Anslandbringen von Geschützen wird in Unterhaltungsbüchern für Knaben als sehr aufregend geschildert; ich kann sagen, daß es eine sehr zahme und eintönige Sache ist .... Ich habe vielleicht keine Berechtigung, mich über die englische Langsamkeit zu verwundern, aber ich konnte nicht umhin, mich darüber zu wundern. Die Buren kennen jede Bewegung der Engländer; die Engländer wissen wenig oder gar nichts von dem, was die Buren thun... Die Buren haben ihre Agenten in den amerikanischen und anderen Häfen, wo englische Remonten verschifft werden, und ein oder zwei der Burenagenten schiffen sich immer mit den Pferden als Pferdepfleger ein. Einen Tag oder zwei, ehe die Thiere gelandet werden, werden sie geimpft, und die geimpften Thiere sind dann nachher wenig werth. Wenn die Buren Remonten kaufen und verschiffen würden, so würden sie sicher dafür sorgen, daß nur ihre eigenen, vertrauenswerthen Leute mit den Thieren zu thun hätten; sie würden nicht so dumm sein, die englische Methode anzunehmen."

Eine alte Handelsstraße.

Die bisherige Annahme, daß die chinesische Kultur sich in ihrer Abgeschlossenheit zu der relativ hohen Stufe selbst entwickelt habe, kann nach den neuesten Entdeckungen in Centralasien nicht aufrecht erhalten werden. Zuerst ist es Sven Hedin gelungen, in dem heutigen Wüstensand von Ostturkestan die Reste uralter Städte, Skulpturen, Gemälde und Manuskripte in chinesischer, indischer und griechischer Sprache aufzufinden. Aber die Frage, wie diese verschiedenen Sprachen, besonders die griechische, in diese Gegenden gekommen sei, blieb zunächst noch ungelöst. Ein deutscher Forscher, Dr. Aurel Stein, hat dann anfangs dieses Jahres im Auftrag der indischen Regierung neue Ausgrabungen veranstaltet, die die Lösung näher brachten. Nach einem von P. Dahlman in Köln hierüber gehaltenen Vortrage deckte Stein im Januar ein buddhistisches Kloster auf und fand dabei an 200 Dokumente, die auf Holzplatten von vorzüglicher Erhaltung geschrieben sind. Die Schrift deutet auf den Anfang unserer Zeitrechnung, die Sprache scheint ein indischer Dialekt. Dieser Fund übertrifft an Bedeutung und Umfang alle bisher gemachten Funde indischen Ursprungs. Neben indischen wurden auch griechische Münzen und Siegel aus den letzten 3 Jahrhunderten v. Chr. gefunden. Die ersteren weisen theilweise zwei verschiedensprachige Inschriften auf den beiden Seiten auf: griechisch und indisch oder chinesisch und indisch. In dem Funde sind auch die bisher ältesten bekannten Schriftdenkmale Tibets in einer bis jetzt unentzifferten Schrift enthalten. Die jüngsten Entdeckungen des französischen Forschers Charles Bonin haben endlich diese Räthsel einer Mischkultur gelöst, indem es ihm gelang, eine alte Handels-Straße aufzudecken, die China mit den westlichen Kulturländern verbunden hat. In Entfernungen von je 5 Kilometer standen an derselben 10 Meter hohe Thürme, die mit einer mehrere Meter hohen Mauer zum Schutze der Karawanen gegen die Nordstürme verbunden waren. Diese Straße eröffnet einen ganz neuen Ausblick auf die Entwickelung der chinesischen Kultur; sie ist mit einer Ausdehnung wie etwa die Strecke Madrid-Moskau ein bedeutenderes Bauwerk als die berühmte chinesische Mauer. Hier in dem jetzigen Ostturkestan schnitten sich die Straßen, die aus dem Abendlande und aus Indien nach China führten; wo sich jetzt Wüste ausbreitet, war zu Anfang unserer Zeitrechnung ein bedeutendes Kulturland, durch das die Erzeugnisse China's nach dem Abendland, die chinesischen Pilger nach Indien und später die christlichen Missionäre nach China zogen. Im 2. Jahrhundert vor Christus berührte der frische Hauch der westlichen Kultur zum ersten Male das bis dahin abgeschlossene Reich der Mitte und dann vollzog sich auch der Umschwung der Kulturentwickelung, die sich besonders prägnant in der Verwendung der Weintraube als Ornament zeigt. Auf diesem Handelswege eroberte sich die chinesische Seide den römischen Weltmarkt, während umgekehrt die Kultur fremder Völker, hauptsächlich des syrischen, von bedeutendem Einfluß auf die chinesische wurde. Von dort kam den Chinesen die Kunst der Seidenweberei; die Glas- und Porzellan-Manufaktur und auch die indisch-buddhistische Kunst, die in China Eingang fand, stammt mittelbar von Syrien. Es sprechen auch Anzeichen dafür, daß syrische Architekten in China Verwendung gefunden haben.

Die Engländer widmen sich jetzt dem Skat mit Leidenschaft. Dann werden sie es wohl verstehen, wenn wir ihnen zuflüstern, daß falls sie in Südafrika nicht „Schwarz" werden wollen, sie ehestens Kitchener „drücken" müssen.